

Titan im Zauberkasten

Das Burgenland richtet Franz Liszt ein Festival aus

RAIDING, 25. März
Steht ein Klavier am Straßenrand – der Anblick eines mannshohen Konzertflügels wird schon manchen Autofahrer im beschaulichen Burgenland irritiert haben. Musikalischer Sperrmüll? Oder doch Kunst? Im Dorf Raiding ist vor zweihundert Jahren ein Musiker zur Welt gekommen, der die Trennlinien zwischen Kunst und Unterhaltung, Provokation und Heiligenkult, Genie und Geschäft souverän übersprungen hat: Franz Liszt, Sohn eines ehrgeizigen Gutsverwalters beim Fürsten Esterházy, der später zwischen Rom, Paris und Petersburg einen ganzen Kontinent – und nicht nur die Frauen – mit diabolischen Klavierrecitals verückte.

Das winzige Gutshaus – bis 1920 zu Ungarn gehörig – steht noch. Dort haben die stolzen Burgenländer eine kleine feine Ausstellung zum Werdegang ihres Wunderknaben, der mit neun Jahren in die Welt zog, zusammengetragen: wie die Eltern – wie heute bei einem Fußballtalent – dem Sprössling nach Wien und Paris folgten; wie Liszt mit eiserner Disziplin über den frühen Tod seines Vater-Managers hinwegkam; wie der Musiker lebenslang die dörflich-katholische Frömmigkeit und die musikalischen Wurzeln der Zigeunermusik hegte; und wie Literatur und Publizistik stauend die Lisztomanie lange vor und nach 1850 kommentierten, als der langmähige Schönlind mit Solokonzerten, Improvisationen, Essays, symphonischen Dichtungen und einem auf ihn zugeschnittenen Marketing zum Inbegriff des Superstars wurde. Sein Schwiegervater Richard Wagner versuchte sich am Gesamtkunstwerk; Franz Liszt war eines.

Damit die Welt, die seine Musik zu wenig spielt, den Kosmos des am Ende in Weimar gelandeten Kometen besser erschließt, gibt es unter der Doppelinten-



Zart, mit Wucht: Alice Sara Ott bewältigt beim Festival im Raidinger Konzertsaal die gewaltigen „Études transcendentales“ von Franz Liszt. Foto Paul Vicienik

danz der rührigen Pianistenbrüder Eduard und Johannes Kutrowatz das Liszt-Festival in Raiding, heuer mit einem besonders ausgiebigen Jahresprogramm zum zweihundertsten Geburtstag bis in den Oktober, das Lisztomanias aus ganz Europa in die mittelburgenländische Provinz zieht. Eine solche einzigartige Traditionspflege eines sehr kleinen Dorfes für einen sehr großen Sohn hängt entscheidend am neuen Konzertsaal direkt neben dem Geburtshaus. 2006 stellte das niederländische Büro Kempe Thill für rund fünfhundert Zuhörer einen genial-simplen Holzkasten auf, der für seine Akustik bereits legendär ist und große Pianisten magisch anlockt.

Für den Eventcharakter der Popmusik hat eine Alice Sara Ott glücklicherweise keine Ader. Wenn sich die zierliche, gerade zweiundzwanzigjährige Frau an den riesigen Konzertflügel setzt und kurz durchatmet, geschieht eine Verwandlung. Ohne theatralische Gesten,

fast körperlos beherrscht diese Pianistin ihr Werkzeug, hochkonzentriert und souverän.

Alice Sara Ott zeigt, dass diese „Lehrstückchen“ in der Tat allerhand transzendieren wollen: das Können einer einzelnen Musikerin nämlich, die hier Farbenspiel, Binnenrhythmik und Wucht eines ganzen Großorchesters zu evozieren hat. Aber geht Liszts visionäre Tonsprache mit aufgetürmten Pathosformeln und innig-versonnenen Überleitungen zum Nirwana, aberwitzigen Läufen und Sprüngen inklusive ätherischen Jenseits-tönen nicht auch über das geistige Aufnahmevermögen des Publikums hinaus? Alice Sara Ott lässt sich vom Titanengepäck Liszts nicht irremachen, joggt fast schon locker durch die dreihändigen Passagen, bringt mit munterem Pedaleinsatz – etwa im „Mazeppa“-Teil – die Steppe zum Beben. Dann huscht sie am Ende einer solchen unglaublichen Bravourleistung wie eine schüchterne Klavierschülerin durch die Ovationen. Liszt geht auch ohne Starkult.

Dass der Meister solche sportlichen Recitals nur mit schonungslosem Fleiß bewältigte, lässt sich in gleich mehreren Ausstellungen zu Leben, Werk und Frömmigkeit im benachbarten Eisenstadt überprüfen. Das schönste Exponat steht aber in Raiding in einer Weinstube: ein hölzernes Klavierköfferchen, auf dessen stummem Tasten Liszt auf langen Eisenbahnfahrten seine verwickelten Läufe übte – wohl auch die obligaten improvisatorischen Einsprengsel (wie bei Chopin die magische Zutat), die sich naturgemäß nicht in den Noten nachlesen lassen. Immerhin spielt Martin Haselböck mit seiner „Wiener Akademie“ jetzt sämtliche Orchesterwerke des Meisters auf Originalinstrumenten ein.

Im Frühjahr standen „Heldenklage“, „Tasso“-Sinfonie und „Die Ideale“ nach



Kunstgeschichte cineastisch: Wie Einzelbilder eines Films, der vom vierzehnten bis ins einundzwanzigste Jahrhundert führt, werden die Gemälde präsentiert. Foto Wenge Bergmann

Ein gemalter Zeitstrahl strömt durch Frankfurt

Holbeins Madonna trifft auf Baldung Griens Hexen, Tübkes malerische Ostmoderne auf Thomas Bayrles Pop: Die „Chronologie der Bilder“ im Städel.

Vom Mittelalter bis in die Gegenwart hängen da in Reih und Glied die Gemälde, die dem Frankfurter Städel gehören. Es ist ein kunstgeschichtlicher Bandwurm entlang des „Zeitstrahls“, der oben an den Wänden die historischen Ereignisse verzeichnet, vor deren Hintergrund die Werke entstanden sind – ohne Rücksicht auf die Herkunft der Bilder, ohne Ansehung ihrer künstlerischen Wertigkeit. Natürlich können es nicht alle Bilder des Museums sein, und es fehlen manche, die auf Tournee sind, bis der Umbau im Sommer abgeschlossen ist. Zu ihnen gehört Vermeers „Geograph“ an der Ecke 1668/69, wo er zwischen dem „Guten Hirten“ des Spaniers Murillo und dem „Hirten mit Schafen und Ochsen“ des 1685 in Frankfurt gestorbenen Deutschen Johann Heinrich Roos seinen Platz hätte. Dafür entdeckt man vielleicht das 1667/70 gemalte „Bildnis einer Frau mit Fruchtkorb“ von Johann Ulrich Mayr. Warum ist diese Bezaubernde einem noch nie aufgefallen? Oder war sie in den wohlgeordneten Sälen nicht gezeigt? Es mag einem einfallen,

Mit dem Affenkönig

Kinotraum von China

„Die Reise nach dem Westen“, ein klassischer chinesischer Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert, soll in einer Hollywood-unterstützten chinesischen Großproduktion für dreihundert Millionen Dollar verfilmt werden. Der Produzent Zhang Jizhong hat den amerikanischen Autor Neil Gaiman („Coraline“, „The Sandman“) dafür verpflichtet, dass er ein Drehbuch für ein internationales Publikum

schreibt; auch der Regisseur James Cameron soll Interesse daran bekundet haben, sich als Berater vor allem für die geplanten 3D-Effekte zu beteiligen. Gaiman schreibt eine Verfilmung wie die des „Herrn der Ringe“ vor; die Geschichte steckt „in der DNA von 1,5 Milliarden Menschen“, sei aber zugleich universell. Der Roman erzählt, wie ein chinesischer Mönch zusammen mit dem Affenkönig Sun Wukong und anderen Begleitern nach Indien reist, um die buddhistischen Schriften von dort ins Land der Mitte zu bringen. Si.

Jeder wird sich seinen Weg weiter bahnen, im Bann der Macht der Bilder durch die Zeitläufte. Die erste Etappe endet mit dem neunzehnten Jahrhundert, mit einer Hommage an das Haus und seine Gründungsgeschichte: Da sind ein Frauenporträt Philipp Veits, ein junger Musikant Eduard von Steinles und der sehnsüchtige, romantisch verspätete „Geiger am Fenster“ von 1861 des Frankfurter Malers Otto Scholderer (der auch das Titelbild für das hilfreiche Begleitheft abgibt). Scholderer

schwüle in „Adam und Eva“ aus den zwanziger Jahren mit den kapitalen Expressionisten – von denen geradezu umzingelt. Nach 1945 trifft deutscher Osten auf deutschen Westen, der altmeisterliche Werner Tübke auf den kühlen Thomas Bayrle. Es prallt 1987/89 die Mythenlust eines Anselm Kiefer ab an der gleichzeitigen radikalen Schwärze eines Megaformats von Richard Serra: Ein anderes Hinsehen ist nun gefragt, der eigene wertende Blick des Betrachters. Und die kluge Auswahl hat da ihre Pointen; so ist – vorerst – der „Zeitstrahl“ kurzgeschlossen, wenn Daniel Richters furioser Wandfüller „Horde“ von 2007 am Ausgang des Parcours der „Heiligen Maria Magdalena in der Wüste“ begegnet, die Puvis de Chavannes um 1870 gemalt hat. Jedoch, die Schöne des Herrn hat nicht umsonst geblüht; wer Augen hat erkennt, dass sie in der Wildheit des Zeitgenossen aufgehoben ist.

ANZEIGE

GEWINNER VON 4 OSCARS®
THE KING'S SPEECH
DIE REDE DES KÖNIGS
JETZT IM KINO!

kam Gustave Courbet nah, den er auf dem Gemälde „Im Wildbretkeller / Courbet, ein Reh ausweidend“ 1862 porträtierte – eine Ruine von einem Bild, gewiss aus dem Depot befreit, jedoch pure Kraft: Wer gerade die Ausstellung „Courbet. Ein Traum von der Moderne“ in der Frankfurter Schirn gesehen hat, kann den Aufbruch dahinter erspüren.

Die Moderne bis hin zur Gegenwart dann im Obergeschoss ist das schwierigere, zerklüftete Terrain. Hart, aber auch witzig, reibt sich da Franz von Stucks Salon-

schwüle in „Adam und Eva“ aus den zwanziger Jahren mit den kapitalen Expressionisten – von denen geradezu umzingelt. Nach 1945 trifft deutscher Osten auf deutschen Westen, der altmeisterliche Werner Tübke auf den kühlen Thomas Bayrle. Es prallt 1987/89 die Mythenlust eines Anselm Kiefer ab an der gleichzeitigen radikalen Schwärze eines Megaformats von Richard Serra: Ein anderes Hinsehen ist nun gefragt, der eigene wertende Blick des Betrachters. Und die kluge Auswahl hat da ihre Pointen; so ist – vorerst – der „Zeitstrahl“ kurzgeschlossen, wenn Daniel Richters furioser Wandfüller „Horde“ von 2007 am Ausgang des Parcours der „Heiligen Maria Magdalena in der Wüste“ begegnet, die Puvis de Chavannes um 1870 gemalt hat. Jedoch, die Schöne des Herrn hat nicht umsonst geblüht; wer Augen hat erkennt, dass sie in der Wildheit des Zeitgenossen aufgehoben ist.

Eine Idee, aus der Raum- und Finanzknappheit wegen des Umbaus geboren, hat sich zum Publikumserfolg ausgewachsen. Beinahe wünscht man, dass sich manches bedeutende Museum einmal der kuriosen Übung dieser ungewöhnlichen Galerie unterzöge (auch wenn das unrealistisch ist). Es wäre die perfekte Mischung aus Arbeit mit dem Bestand und Erkenntnisbeförderung beim Betrachter, mit scheinbar leichter Hand. Denn dass hinter der „Chronologie der Bilder“ das Geschick der Kuratoren des Städtels steckt, das ist gewiss. ROSE-MARIA GROPP

Die Chronologie der Bilder. Städelwerke vom 14. bis 21. Jahrhundert. Im Städel Museum in Frankfurt bis 26. Juni. Ein Beiheft, das jeder Besucher kostenlos bekommt, enthält die Titel und Daten aller gezeigten Werke.

Herr der Sphären

Abelpreis für John Willard Milnor

Mit dem Abelpreis, der als eine Art Nobelpreis der Mathematik gilt, wird in diesem Jahr John Willard Milnor von der Stony Brook University in New York ausgezeichnet. Der achtzig Jahre alte amerikanische Mathematiker wird „für seine bahnbrechenden Entdeckungen in der Topologie, Geometrie und Algebra“ geehrt, teilte die Norwegische Akademie der Wissenschaften in Oslo mit. Seine Einfälle und Beiträge

ge hätten zu einer Fülle von Arbeiten einer ganzen Generation von Mathematikern geführt, die die mathematische Landschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts grundlegend veränderten. Zahlreiche Konzepte, Erkenntnisse und Vermutungen sind nach dem Mathematiker benannt. Milnor, 1931 in Orange (New Jersey) geboren und 1962 im Alter von einunddreißig Jahren mit der Fields Medaille geehrt, hat sechzig Jahre lang geforscht und gelehrt. Der mit umgerechnet 760 000 Euro dotierte Abelpreis wird ihm am 24. Mai in Oslo überreicht. F.A.Z.

PREIS DER LEIPZIGER

»Schon jetzt ein Klassiker der Gegenwart.« DIE ZEIT »Der große Gentleman des Feuilletons.« NDR Kultur »Das Buch entfaltet einen Sog, dem man sich gern überlässt.« Literaturen »Die Notizhefte stehen gegen die Zeit, auf eine großartige, souveräne, selbstbewusste Weise.« SZ

NOTIZ
HENNING RITTER
HEFTE

Berlin Verlag

BUCHMESSE 2011

»Wie wir durch die Vergangenheit unsere Gegenwart erschließen können, lehren die meisterhaften Aphorismen von Henning Ritter.« Aus der Begründung der Jury »Ein riesiger, bislang ungehobener Schatz.« FAZ